

*»Noch kann ich dich nicht töten«, verkündet er und tippt mit der Spitze des Holzpflöcks gegen meine Brust, direkt über meinem Herzen. »Nein, noch nicht. Das würde das Ende verderben, und ich habe so ein wundervolles Lied vor Augen. Oh ja, es wird grandios werden. Und du ... du wirst das Instrument sein, auf dem ich diese Symphonie komponiere.« Er macht einen Schritt nach vorn und schiebt dabei die Pflöckspitze in meinen Brustkorb, ganz langsam. Während sie meine Haut durchstößt, dreht er sie genüsslich. Ich werfe den Kopf zurück, beiße aber die Zähne zusammen, um nicht zu schreien. Sarren fährt fort: »Nicht doch, alter Freund. Der Tod ist immer noch zu gut für dich. Wir legen dich jetzt nur für eine Weile schlafen.« Immer tiefer gleitet der Pflöck in mein Fleisch, zerteilt die Muskeln und schabt über mein Brustbein, näher und näher an mein Herz heran. Das Holz verwandelt sich in eine Feuerzunge und verbrennt mich von innen heraus. Mein Körper verfällt in Krämpfe und stellt langsam den Dienst ein. Am Rand meines Gesichtsfeldes lauert die Dunkelheit – die Tiefenstarre zerrt an mir, das letzte Mittel zur Selbsterhaltung. Sarren lächelt.*

*»Schlaf nur, alter Freund«, flüstert er. Sein vernarbtes Gesicht verschwimmt, als die Dunkelheit mir die Sicht raubt. »Aber nicht lange. Ich habe etwas ganz Besonderes geplant.« Sein hohles Kichern verfolgt mich in die Schwärze hinein. »Das wirst du nicht verpassen wollen.«*

An diesem Punkt war die Vision abgebrochen. Und seitdem hatte ich keine Träume mehr gehabt.

Schwerfällig verlagerte ich mein Gewicht, zog das Schwert an die Brust und dachte nach. Ich hatte Sarren bis zu einem Ort verfolgt, an dem er mit Sicherheit gewesen war: einem heruntergekommenen Haus in einem verlassenen Vorort, wo mich eine lange Treppe in den Keller hinuntergeführt hatte. Sobald ich die Tür geöffnet hatte, hatte mich schlagartig der Geruch von Kanins Blut überfallen. Es war einfach überall gewesen: an den Wänden, an den Ketten, die von der Decke hingen, an den Instrumenten auf dem Tisch. Direkt unter den Metallfesseln war der Boden dunkel verschmiert gewesen. Fast hätte sich mir der Magen umgedreht. Es schien völlig ausgeschlossen zu sein, dass Kanin das überlebt hatte, dass überhaupt irgendetwas lebend aus diesem makabren Verlies entkommen könnte. Doch ich musste daran glauben, dass er noch am Leben und Sarren noch nicht mit ihm fertig war.

Diese Ahnung hatte sich bestätigt, als ich mich weiter umsah und in einem Schrank im Erdgeschoss die steifen, halb verwesenen Leichen einiger Menschen entdeckte, die nachlässig dort hineingeworfen worden waren. Sie waren

vollkommen blutleer, die Häuse zeigten nicht nur Bisswunden, sondern waren völlig zerfetzt, außerdem stand auf einem Tisch ein rot verklebter Krug. Sarren hatte Kanin gefüttert, damit er zwischen den einzelnen Sitzungen heilen konnte. Während ich den Schrank mit den Leichen wieder schloss, packten mich Mitgefühl und Sorge um meinen Mentor. Kanin hatte Fehler gemacht, aber so etwas verdiente niemand. Ich musste ihn vor Sarrens krankem Irrsinn retten, bevor dieser meinen Schöpfer endgültig in den Wahnsinn trieb.

Durch die löchrige Decke am Fenster drang graues Licht, was mich noch träger werden ließ. *Halt durch, Kanin*, dachte ich müde. *Ich werde dich finden, das schwöre ich. Ich hole schon auf.*

Doch wenn ich ehrlich war, machte mir der Gedanke, Sarren wieder gegenüberzustehen und dieses leere, hohle Grinsen und seinen fiebrigen Blick zu sehen, mehr Angst, als ich zugeben wollte. Wieder tauchte vor mir das Gesicht auf, das ich durch Kanins Augen gesehen hatte. Während des Traums war es mir nicht aufgefallen, dass sich ein milchiger Film über dem linken Auge befunden hatte, sodass es weiß und trüb wirkte. Es war geblendet worden, und das erst vor Kurzem. Das wusste ich so genau, weil das Taschenmesser, das sich bei unserer letzten Begegnung in dieses Auge gebohrt hatte, meines gewesen war.

Daher wusste ich, dass Sarren mich ebenfalls nicht vergessen hatte.

Vor vier Monaten habe ich Eden verlassen.

Genauer gesagt hat man mich gezwungen zu gehen – ähnlich wie bei Adam und Eva, als sie aus dem berühmten Garten geworfen wurden, allerdings war ich mit einer kleinen Pilgergruppe vor den Toren erschienen, um dann abgewiesen zu werden. Eden war eine Stadt unter menschlicher Kontrolle, vollkommen einzigartig, ein ummauertes Paradies, dessen arglose Bewohner nicht von Monstern oder Dämonen gejagt wurden. Und ich war die Art Monster, die sie am meisten fürchteten. Für mich gab es dort keinen Platz.

Dabei wäre ich ohnehin nicht geblieben. Ich musste mein Versprechen einlösen. Musste ihn finden und ihm helfen, bevor seine Zeit ablief.

Also hatte ich Eden verlassen und mich von den Menschen getrennt, die ich auf dem Weg dorthin beschützt hatte. Die Gruppe, die ich zurückließ, war kleiner als jene, der ich mich ursprünglich angeschlossen hatte. Unsere Reise war hart und gefährlich gewesen, und wir hatten unterwegs einige Opfer zu beklagen. Doch ich freute mich für alle, die es geschafft hatten. Jetzt waren sie in Sicherheit. Sie mussten sich keine Gedanken mehr um Hunger oder Kälte machen, wurden nicht mehr von Banditen verfolgt oder von Vampiren gejagt. Und sie mussten keine Angst mehr vor den Verseuchten haben, den wilden, hirnlosen Kreaturen, die nach Einbruch der Dunkelheit das Land unsicher machten und alles töteten, was ihnen über den Weg lief. Nein, Menschen, die es bis nach Eden schafften, fanden dort eine sichere Zuflucht. Ich freute mich wirklich für sie.

Obwohl es da einen gab ... den ich nur schweren Herzens zurückgelassen hatte.

Am nächsten Abend hatten sich die Wolken verzogen, und der Himmel war mit Sternen übersät. Der kalte Mond war halb voll und leuchtete mir den Weg. Außer dem Wind und dem Knirschen meiner Stiefel im Schnee waren keine Geräusche zu hören. Wie immer, wenn ich allein durch die stille, öde Landschaft wanderte, drifteten meine Gedanken in eine Richtung ab, die mir gar nicht gefiel. Ich dachte an mein altes Leben als Mensch, als ich noch einfach Allie, die Straßengöre, gewesen war, Allie aus dem Saum, und mit meiner alten Gang ein karges Dasein gefristet hatte. Ständig waren wir halb verhungert gewesen, waren Gefahr gelaufen, entdeckt oder auf hundert verschiedene Arten getötet zu werden, und das alles nur,

damit wir von uns sagen konnten, wir wären »frei«. Bis wir das Schicksal eines Nachts zu sehr herausgefordert und mit unserem Leben dafür bezahlt hatten.

New Covington. So hieß die Vampirstadt, in der ich geboren worden, aufgewachsen und schließlich gestorben war. In den siebzehn Jahren meines Lebens hatte ich nichts anderes gekannt. Von der Welt jenseits der Großen Mauer, mit der man die Verseuchten abhielt, hatte ich keine Ahnung gehabt, genauso wenig von der Inneren Stadt, wo die Vampire in ihren finsternen, glänzenden Türmen hockten und auf uns herabblickten. Mein gesamtes Leben hatte sich im Saum abgespielt, dem äußeren Stadtgebiet von New Covington, in dem das menschliche Vieh lebte, eingepfercht hinter Zäunen und gebrandmarkt durch Tattoos. Die Spielregeln waren simpel: Trug man ein Brandzeichen – und war damit bei den Meistern registriert –, dann bekam man Essen und eine gewisse Versorgung, doch der Nachteil war, dass man zu ihrem Eigentum wurde. Wie eine Ware. Und es bedeutete, dass man regelmäßig Blut spenden musste. Als Unregistrierter war man sich selbst überlassen, und das in einer Stadt, in der es außer dem, was die Meister verteilten, weder Nahrung noch sonst etwas gab, was man zum Leben brauchte. Dafür konnten die Vampire einem aber immerhin nicht das Blut abzapfen, solange sie einen nicht persönlich erwischten.

Natürlich drohte dann aber immer auch der Hungertod.

Als ich noch ein Mensch war, hatte ich jeden Tag gegen den Hunger angekämpft. Mein Leben hatte sich fast ausschließlich um die Frage gedreht, wo ich etwas zu essen auftreiben könnte. Unsere kleine Gruppe hatte aus vier Leuten bestanden: mir, Lucas, Rat und Stick. Keiner von uns war registriert gewesen – Straßenkids, die sich als Bettler und Diebe durchschlugen, zusammen in einer verlassenen Schule hausten und gerade so über die Runden kamen. Bis zu jener Gewitternacht, in der wir uns hinter die Große Mauer gewagt hatten, um auf die Jagd nach Nahrung zu gehen ... und dort selbst zu Gejagten wurden. Es war dumm gewesen, den Schutz von New Covington zu verlassen, aber ich hatte sie dazu gedrängt, und für meine Sturheit zahlten wir einen hohen Preis. Lucas und Rat waren getötet worden, und mich hatte ein Rudel Verseuchter umzingelt und in Stücke gerissen. Mein Leben hätte in dieser Nacht dort im Regen enden sollen.

Und in gewisser Weise hatte es das wohl auch. In dieser Nacht starb ich in Kanins Armen. Und jetzt, wo ich ein Monster war, konnte ich niemals zu diesem vertrauten Leben zurückkehren. Ich hatte einmal versucht, einen Freund aus meinem alten Leben zu kontaktieren, den Jungen namens Stick, um den ich mich jahrelang gekümmert hatte. Doch sobald Stick erkannt hatte, was aus mir geworden war, hatte er angefangen zu schreien und war panisch vor mir weggelaufen. Damit hatte

er das bestätigt, was Kanin mir die ganze Zeit gepredigt hatte: Es gab kein Zurück mehr. Weder nach New Covington noch in mein altes Leben oder zu irgendetwas anderem, was mit meiner ehemaligen Menschlichkeit zu tun hatte. Kanin hatte recht gehabt. Wie immer.

Ich musste oft an ihn denken, an all die Nächte, die wir in dem geheimen Labor unter der Vampirstadt verbracht hatten, wo ich geboren worden war. An seine Lektionen, durch die er mir beigebracht hatte, was es hieß, ein Vampir zu sein, und wie man jagte, kämpfte und tötete. An die Menschen, die ich zu meiner Beute gemacht hatte, an ihre Schreie, an das warme Blut in meinem Mund, so berauschend und schrecklich. Und an Kanin selbst, der mir unmissverständlich klar gemacht hatte, was ich nun war – ein Vampir und ein Dämon –, aber auch, dass mein Weg nicht vorgezeichnet war, dass ich eine Wahl hatte.

*Du bist ein Monster.* Seine Stimme erklang so deutlich in meinem Kopf, als würde er direkt neben mir stehen und sein eindringlicher Blick mich durchbohren. *Du wirst immer ein Monster sein, daran führt kein Weg mehr vorbei. Doch es ist allein deine Entscheidung, welche Art von Monster du sein wirst.* Genau an diese Lektion klammerte ich mich, diese Tatsache würde ich niemals vergessen, das hatte ich mir geschworen.

Aber Kanin hatte noch eine andere strikte Regel, die mir zunächst nicht so klar im Gedächtnis geblieben war. Sie betraf die Menschen und eventuelle Bindungen zu ihnen ...

Meine verräterischen Gedanken wanderten zu einem schlanken Jungen mit struppigen blonden Haaren und ernsten blauen Augen. Ich erinnerte mich an sein Lächeln, dieses schiefe Grinsen, das nur für mich bestimmt war. An seine Berührungen, die Hitze, die von ihm ausging, wann immer wir uns nahe kamen. Daran, wie seine Finger über meine Haut glitten, an seine warmen Lippen, die sich auf meine drückten ...

Ich schüttelte den Kopf. Ezekiel Crosse war ein Mensch. Ich war ein Vampir. Ganz egal, was ich für ihn empfand, ganz egal, wie stark meine Gefühle waren, ich würde den Wunsch, ihn zu küssen, nie von dem Drang trennen können, ihm die Reißzähne in den Hals zu schlagen. Was ein weiterer Grund dafür war, dass ich Eden ohne ein Abschiedswort verlassen und niemandem gesagt hatte, wohin ich ging. Es war unmöglich für mich, in Zekes Nähe zu sein, ohne dabei sein Leben aufs Spiel zu setzen. Letzten Endes würde ich ihn töten.

Da war es besser, allein zu sein. Vampire waren Raubtiere. Der Hunger war unser ständiger Begleiter, jene Gier nach menschlichem Blut, die uns jederzeit überwältigen konnte. Verlor man sich in diesem Hunger, starben die Menschen um